

Editorial

Einer der Schwerpunkte dieses den Jahrgang 2007 eröffnenden Heftes der *Sozialen Welt* ist die Berichterstattung vom Kasseler Kongress im vergangenen Oktober. Alle drei Kommentatoren kommen darin überein, sich über die ungeheure Pluralität unseres Faches zu wundern – das ist freilich schon fast eine rituelle Diagnose, selbst wenn sie dem einen eher ein Hoffnungszeichen ist, während der andere sich darüber wundert, wie borniert die meisten Soziologinnen und Soziologen immer noch davor zurück schrecken, eingeführte Formen der Erklärung anzuwenden, mit denen etwa die Natur- und Technikwissenschaften es viel leichter in die Wissenschaftsseiten der QualitätsPresse schaffen und nicht immer nur ins Feuilleton. Dass man sich über das eine wie über das andere aus guten soziologischen Gründen wundern kann, bleibt wohl das Signum des Soziologischen. Und wir würden mehr verlieren als gewinnen, wenn es anders wäre.

In einem Punkt freilich konvergieren die Diagnosen – nicht nur die in diesem Heft übrigens, sondern auch manche Reaktion in der Presse. Wir scheinen uns nicht wirklich handhabbar zu präsentieren, unsere Performance – schriftlich wie mündlich – scheint nicht dem zu genügen, was heute möglich und inzwischen erwartbar ist. Dass man gerade auf einem Soziologie-Kongress einen Mangel an Diskursivität und freier Rede diagnostizieren muss, dass die Tagungsform schon strukturell die gepflegte Diskussion ausschließt, ja dass einer unserer Kommentatoren deswegen sogar die inszenierte öffentliche Diskussion stärker machen will, wenn die natur- und wildwüchsige auf dem Kongress schon nicht funktioniert, sollte zum Nachdenken Anlass geben. Dass man etwa 30-45 Minuten (dem Fachpublikum oft Bekanntes) in kontrollierter Rede präsentiert, die unkontrollierte Rede aber dann planmäßig 10 Minuten, faktisch oft noch weniger zugestanden bekommt, ist ein Systemfehler, an dem man in Zukunft womöglich ansetzen sollte. Ein soziologischer Beobachter könnte gar, wäre er vom Virus des Funktionalismus befallen, den Funktionssinn solcher Verhinderung kommunikativen Wildwuchses darin sehen, dass man sich an der Pluralität der Perspektiven nur dann nicht stört, wenn man nicht darüber reden muss. Hängen die beiden Diagnosen – die Pluralität des Möglichen und die mangelnde Performance – womöglich miteinander zusammen? Darüber müsste man mal – reden, nicht vortragen.

Nicht versäumt werden soll hier, Karl-Siegbert Rehberg, dem scheidenden Vorsitzenden der DGS, für seine Arbeit zu danken, Hans-Georg Soeffner und Georg Vobruba Anerkennung dafür auszusprechen, dass sie für dieses Amt kandidiert haben, und ersterem, verbunden mit einem herzlichen Glückwunsch, eine glückliche Hand gerade bei der Präsentation unseres Faches in der Öffentlichkeit zu wünschen.

München, im Februar 2007
Armin Nassehi